

Reallabore: Versammlungen unterschiedlicher Formen des Doing Sustainability verstehen – und gestalten

Stefan Böschen

1. Einleitung

Das Leitbild der Nachhaltigen Entwicklung hat eine bemerkenswerte Karriere vollzogen. Dabei entfaltete sich – ausgehend von einem durch den Brundtland-Bericht 1987 sowie durch die Ergebnisse der Rio-Konferenz 1992 normativ geprägten Verständnis von Nachhaltigkeit – ein breiter gesellschaftlicher Diskurs, der unterschiedliche Diskursstränge verknüpfte (vgl. Abb. 1; Block et al. 2019: S. 6). Dabei stellten das Prinzip der inter- und intragenerativen Gerechtigkeit, die Relevanz von lokalen, regionalen und globalen Bezügen sowie ein anthropozentrisch begründeter Naturschutz normative Bezugspunkte dar. Mit dieser Bestimmtheit entstanden in den 1990er Jahren rasch viele lokale Initiativen zur sog. Lokalen Agenda 21. Nun beobachten wir in der Zwischenzeit ein eigentümliches Paradox: einerseits ist Nachhaltigkeit gleichsam normalisiert (vgl. Neckel et al. 2018). Es ist als normatives Leitbild übergreifend anerkannt. Andererseits zeigt sich im Detail, dass eine substanzielle Bestimmung, die von allen gleichermaßen geteilt wird, immer weniger möglich erscheint. Da Nachhaltigkeit zugleich ein Leitbegriff der öffentlichen Debatte ist, scheint es plausibel, von Nachhaltigkeit als regulativer Idee zu sprechen (Grunwald 2016). Mehr noch, ist der Blick auf die verschiedenen Varianten des *Doing Sustainability*, also Praktiken von Nachhaltigkeit (vgl. Wendt et al. 2018), zu richten, zumal Nachhaltigkeit immer stärker zum Gegenstand von experimentellen Such- und Erprobungsprozessen wird. Diese sind nicht allein im lokalen Raum als Praktiken sozio-ökologischer Innovationen zu finden (wie es sich in den neuen Sharing-Kulturen oder Praktiken urbaner Landwirtschaft zeigt), sondern gehen bis hin zur strukturellen Ebene ökonomischer Rahmenbedingungen (wie es sich etwa in der Debatte um sog. De-Growth-Ökonomien ausdrückt). Gesellschaften werden auf ganz unterschiedlichen Ebenen zum Labor (vgl. schon: Krohn und Weyer 1989; aktuell: Böschen et al. 2017).

Ein Konzept, welches hierbei die jüngste Debatte prägt, ist das der Reallabore. Seit den ersten Ideen zu deren Realisierung haben sich in der Zwischenzeit eine ganze Reihe von Initiativen zur Förderung sowie auch ganz unterschiedliche kon-

krete Formen von Reallaboren national und international etabliert (z.B. Schneidewind 2014; Evans und Kavonen 2014; Parodi et al. 2018; Wanner et al. 2018; Engels et al. 2019). Letztlich gehen mit diesem Konzept eine Vielzahl unterschiedlicher Formen lokalen Experimentierens einher. Dazu zählen etwa *Living Labs*, *Urban Labs*, *Transition Experiments*, *Social Innovation Labs* und viele andere (Schäpke et al. 2017: S. 29). Zwar mangelt es nicht an Versuchen, die verschiedenen Formen analytisch voneinander zu trennen und zueinander zu positionieren, jedoch ist dieser begriffliche Dschungel bisher noch nicht wirklich durchdrungen – und wird es vielleicht auch nie, denn die Vorliebe für Innovation dürfte auch hier Konzeptneuerungen einen Vorrang einräumen. Dessen ungeachtet besteht ein all diesen Aktivitäten übergreifendes Bestimmungsmerkmal darin, dass mit diesen als gesellschaftlich relevant artikulierte Probleme experimentell aufgegriffen und mittels kollaborativen Handelns (Wissens-)Lösungen erarbeitet werden sollen.

Insbesondere *Urban Labs* erhalten eine exponierte Bedeutung, weil diese nicht nur räumlich klar zugeordnet sind, sondern zugleich über Planungsstäbe in Verwaltungen hierarchische Handlungskoordination erleichtert wird sowie über spezifische Milieus zivilgesellschaftlicher Akteur*innen neue Optionen eher ins Spiel gebracht werden können (WBGU 2016; Evans und Kavonen 2014; Voytenko et al. 2016; Reinermann und Behr 2017). Der WBGU ermutigte in seinem exponierten Transformationsgutachten die Gemeinden: »Kommunen sollten generell mehr Mut für ambitionierte Experimente mit Signalwirkung aufbringen« (WBGU 2011: S. 316). In einem jüngeren Jahresgutachten plädiert der WBGU gar für die Idee von »50 globalen urbanen Reallaboren auf 50 Jahre« (WBGU 2016: S. 36), um transformativer Forschung einen stabilen Rahmen zu geben. In »Reallaboren« sollen Akteur*innen von Wissenschaft und Zivilgesellschaft kooperieren, um experimentell neue Ansätze nachhaltigen Handelns hervorzubringen und so Transformationsprozesse zu gestalten.

Jedoch blieb in der bisher geführten Debatte um Reallabore, so meine Ausgangsthese, das Problem der Formenvielfalt von *Doing Sustainability* und der darin liegenden konflikttheoretisch relevanten Fragen zu wenig berücksichtigt. Dies ist umso erstaunlicher als gerade in Reallaboren konflikthafte Zuspitzungen zu erwarten sind, die institutionell aufgefangen werden müssen. Um diesen Punkt zu beleuchten, gliedert sich die Analyse dieses Aufsatzes in drei Schritte: (2) Es soll ein kurzer Einblick in den Stand der Diskussion um die Form Reallabor gegeben werden. Welche Entwicklungen gibt es aktuell bei diesem Konzept, seiner Anwendung und Verbreitung? Welche besonderen Herausforderungen für die weitere Ausarbeitung zeigen sich? Auf diese Frage eingehend rücken die Form der Wissensproduktion, die Frage nach Reichweite wie Skalierbarkeit der vor Ort gefundenen Einsichten sowie schließlich der sozialen Koordination in den Fokus der Aufmerksamkeit. (3) Schließlich wird das Augenmerk auf den letzten genannten Punkt, die soziale Koordination, gelegt. Das Argument ist, dass das Problem der

sozialen Koordination im Feld unterschiedlicher Nachhaltigkeitspraktiken einen identitätspolitischen Kern aufweist. Denn die darin enthaltenen Verknüpfungen von Werten und Handeln sind vielschichtig und verbinden sich zudem mit Aspekten, die für die Definition von Identität relevant sind. Fragen der Identität sind vielfach konfliktreich. Deshalb bedarf es passender Institutionen, um sie zu bearbeiten. Die Etablierung von Innovationsparlamenten scheint dazu sinnvoll zu sein. (4) Anschließend werden die wichtigsten Argumente zusammengefasst und vor diesem Hintergrund einige Vorschläge für eine zukünftige Forschungsagenda unterbreitet.

2. Reallabore – was passiert dort?

Reallabore integrieren eine Reihe bisher unverbundener Forschungsstränge. Gleichwohl gibt es schon Ansätze für eine übergreifende Definition. Nach Schäpke et al. (2017) sind Reallabore durch ihren Beitrag zu Transformationsprozessen, den Rückgriff auf Realexperimente als Forschungsmethode, die transdisziplinäre Zusammenarbeit als Forschungsmodus sowie das Bündel von Langfristigkeit, Skalier- und Transferierbarkeit charakterisiert. In anderen Arbeiten werden spezifische normative Wertungen noch stärker akzentuiert, wie etwa die »normative Orientierung an Nachhaltigkeit« oder »zivilgesellschaftliche Orientierung« (Beecroft und Parodi 2016: S. 7). Im Kern geht es um die Ko-Produktion modellfähigen Gestaltungswissens, das mittels transdisziplinärer Transformations- bzw. Nachhaltigkeitsforschung an einem festen Ort erarbeitet wird, um konkrete, bisher schlecht definierte bzw. schlecht definierbare gesellschaftliche Probleme zu lösen. Gleichwohl sind diese Grundmerkmale von Reallaboren nicht spezifisch genug, um damit umstandslos solche Reallabore beschreiben und zugleich von anderen Aktivitäten abgrenzen zu können. Vor diesem Hintergrund erscheint es aussichtsreicher, von Spannungsverhältnissen auszugehen, die mit der Etablierung von Reallaboren einhergehen (Engels et al. 2019).

Reallabore fungieren als innovationspolitische Schnittstelle, um praktische Herausforderungen der Entwicklung und Umsetzung von Innovationen realweltlich adressieren zu können und darüber hinaus Fragen der Legitimität von Innovationen zu beantworten. Reallabore sind Orte der Wissensproduktion. Jedoch: Reallabore erlauben zwar Wissensproduktion, sie sind aber, was schon für wissenschaftliche Labore festgehalten wurde, Orte der Re-Konfiguration von natürlicher und sozialer Ordnung (Knorr Cetina 1988). Mit Prozessen der Re-Konfiguration rückt aber in Reallaboren zunächst einmal weniger die Funktion der Wissensproduktion als solche in den Vordergrund, sondern vielmehr die (Nicht-)Wissenskonflikte, die dabei auftreten. (Nicht-)Wissenskonflikte lassen sich verstehen als »Auseinandersetzungen, in denen Wissensakteure um Richtigkeits-

ansprüche in Bezug auf Wissen und Aufmerksamkeitshorizonte für Nichtwissen ringen mit dem Ziel, das für gesellschaftliche Problemlösungsprozesse relevante und legitime Wissen bereitzustellen« (Böschen 2010: S. 108).

Betrachtet man Reallabore als sozio-ökologische Räume, in denen heterogene alltägliche und wissenschaftliche Wissenssysteme verknüpft werden können – und: sollen, dann sind sie dadurch charakterisiert, dass die jeweils angemessenen Formen der Re-Konfiguration nicht von vornherein vorhanden sind, sondern vielmehr erst entwickelt werden (müssen). Denn die Ausgangslage ist verwickelt und kontrastreich. Anspruchspositionen der beteiligten Akteur*innen treffen aufeinander, verschiedene Wissensquellen sind zwar zugänglich, zugleich aber auch vermischt mit differenten Wert- und Interessenspositionen. Deshalb entstehen nicht selten komplexe soziale Settings mit schwer zu entziffernden Mustern der Mobilisierung und Rechtfertigung von und durch Wissen. Wie lässt sich Wissen für die spezifisch-praktischen Anforderungen in ausgesuchten Handlungsräumen produzieren? Wie lässt sich ein solches Wissen als sozial robustes Wissen ausweisen? Das ist nicht trivial. Denn diese Wertung bestimmt sich nicht allein nach epistemischen Maßstäben.

Somit stellen sich Fragen der Nützlichkeit und Verlässlichkeit von Wissen gerade in Relation zu dem jeweils relevanten ökologischen, sozialen und kulturellen Kontext. Mehr noch tritt das Paradox auf, dass diese Qualitätsmerkmale zwar von vornherein sichergestellt werden müssen, zugleich jedoch erst im Prozess der Transformation durch experimentelles Handeln festgestellt und festgelegt werden können. Von daher stellt die doppelte Sicherung der transdisziplinären Struktur von Wissen und Prozess eine zentrale Aufgabe in Reallaboren dar, da erstens die Kriterien der Verlässlichkeit von Menschen vor Ort wie ebenso von Wissenschaftler*innen gemeinsam zu bestimmen sind und zweitens die Feststellung epistemischer Qualität nicht unabhängig von einem institutionellen Rahmen gesehen werden kann. Der erste Aspekt führt uns zu Fragen der Wissensproduktion, der zweite zu in das Feld der sozialen Ordnungsbildung für real-experimentelle Settings.

Wissensproduktion. Die Frage nach der Wissensproduktion knüpft sich zu meist an die Frage der Festlegung von Kriterien des Wissens. Aber die erste Frage, die zu stellen ist, besteht darin, wie und von wem die Fragen in Reallaboren gestellt werden. Werden diese im Sinne von methodisch geschlossenen Fragen gestellt, bei denen die beteiligten Wissenschaftler*innen sich ihre Fragen in einem vor Ort strukturierten Kontext beantworten, oder, wie es Engels et al. (2018: S. 8) mit Blick auf Testbeds formuliert haben, »(do) they allow the tested society to »speak back«? Hier entfaltet sich ein vielschichtiges Spannungsverhältnis. Es entzündet sich am Problem der Kontrolle von Wissensprozessen und dabei im Grunde an einer doppelten Frage: Inwieweit wird das Reallabor als Entdeckungszusammenhang gerahmt *und* welche Formen der Rechtfertigung von Wissen werden als legitim erachtet? Beide Fragen stellen sich nicht allein mit Blick auf die kognitive Dimension

von Wissen, sondern zugleich mit Blick auf die verschiedenen Akteure sowie ob und, wenn ja, welchen Status sie als »epistemische Agenten« (Knorr Cetina 2002: S. 51) einnehmen können – und von welchen Akteuren diese Zuschreibung wiederum kontrolliert wird. Es überrascht deshalb wenig, wie vielfältig und anspruchsvoll die entsprechende Methodendiskussion ist, die sich dazu schon entwickelt hat (z. B. Defila und Di Giulio 2018). Zugleich fällt dabei aber auf, dass es bisher noch nicht gelungen ist, überzeugende Vorschläge für die Indizierung von Wissen zu liefern, z. B. in Form von Indikatoren oder anderen Mustern der Klassifikation von epistemischer Qualität in Abhängigkeit von analytisch relevanten Bestimmungsgrößen (wie etwa wissenschaftliche Quellen, Evidenzpraktiken, Meßbarkeit, Rechtfertigungsquellen u. a.). Bis dato gelang es in der Diskussion vor allem, die Perspektive auf Prozesse der Produktion von Wissen weiter zu vertiefen und konzeptionell zu verfeinern (vgl. z. B. Wanner et al. 2018: S. 102).

Soziale Koordination. In Reallaboren wirken Akteure vor dem Hintergrund ganz unterschiedlicher Voraussetzungen zusammen. Bisher hat sich die Problemstellung einer Institutionalisierung der Kooperation allein deshalb nicht gestellt, weil die allermeisten Aktivitäten im Rahmen von zeitlich begrenzten Projekten stattfanden. Denkt man jedoch Reallabore weiter, also als *Einrichtung* zur Wissensproduktion, dann bedürfen sie eines institutionell gesicherten Modus der Kooperation für die Wissensproduktion. Denn der sozio-ökologische Raum soll es erlauben, systematisch Überraschungen hervorzubringen und aus diesen zu lernen. Hier zeigt sich, dass die inhärent politische Qualität des Aufbaus von Reallaboren bisher zu wenig gewürdigt wurde. Und das ist problematisch. Denn in Reallaboren treffen Rechtfertigungsmuster unterschiedlicher gesellschaftlicher Sphären aufeinander und müssen produktiv verarbeitet werden. Das ist umso schwieriger als es um Fragen geht, welche die konkrete Qualität von Orten zu verändern in der Lage sind. Die Wucht der Proteste um Stuttgart 21 erklärt sich aus dem identitätspolitischen Problem, welches dieser Bahnhof für die Wahrnehmung der Stadt als Zu-Hause aufgeworfen hat. Diese Fragen werfen politisch schwierige Probleme auf. Umso mehr kommt es auf Institutionen an: Welche sozialen Settings sind geeignet, die Qualität des Argumentierens zu befördern, eigennutzbezogene Interessen produktiv einzuhegen? Welche Problemstellungen können überhaupt sinnvoll als Reallabor behandelt werden? Da es sich bei der Einrichtung von Reallaboren um einen Akt der Veränderung kollektiver Ordnung handelt, sollten die Rahmenbedingungen sehr genau geprüft werden. Dies wiederum kann nicht ohne eine gewisse Institutionalisierung solcher Prozesse geschehen. Bisher gibt es dafür jedoch kaum Ansatzpunkte.

Entscheidend ist der Umstand, dass die sozialen, kulturellen wie interessenbezogenen Bindungen von Akteuren, die in Reallaboren aufeinandertreffen, bisher noch viel zu wenig systematisch Berücksichtigung bei der Analyse gefunden haben. Vielleicht wirkt hierbei die Vorstellung, dass Nachhaltigkeit als normatives

Leitbild von selbst ausreichend koordiniert. Beide Unterstellungen kommen jedoch als Realfiktionen insbesondere dann an ihre Grenzen, wenn die gegenwärtige Diagnose stimmt, dass immer stärker die normativen Differenzen der Ausdeutung von Nachhaltigkeit bzw. die praktischen Varianzen eines *Doing Sustainability* das gegenwärtige Verständnis von Nachhaltigkeit bestimmen. Denn dann ist es rasch mit der erhofften Harmonie vorbei und es kommen komplizierte Fragen ans Tageslicht, die als identitätspolitische Fragen zu begreifen ein neues Licht auf diese wirft, und die im Folgenden deshalb so ausgedeutet werden sollen.

3. Reallabore: Doing Sustainability – Doing Identity

Nachhaltigkeit ist keine kompakte Größe, sondern hat sich in der Zwischenzeit als eine vielschichtige Melange von unterschiedlichen Nachhaltigkeitsverständnissen und normativen Wertungen ausdifferenziert. Dabei werden – und das macht die Sache brisant – Vorstellungen des gelingenden Alltags und des guten Lebens direkt zum Gegenstand wechselseitiger Abstimmung. Wertbezüge, die ja verschiedenen Quellen entstammen, führen in einem Reallabor-Prozess zu Konflikten. Das Team vom Quartier Zukunft wirbt z.B. für eine »Dichte Nachhaltigkeit«, was »eine möglichst große Vielzahl von gleichen oder unterschiedlichen, der Nachhaltigkeit dienenden Aktivitäten und Einrichtungen (bedeutet). Die Lösungsansätze sollen sich auf engen Raum konzentrieren und, wo nicht alle, so doch möglichst viele Themenfelder abdecken (Konsum, Mobilität, Bildung, Wohnungsversorgung, Energieerzeugung und -verbrauch, Gemeinschaft als grundlegende Gelingensbedingung, Kreislaufwirtschaft und weitere).« (Quartier Zukunft 2020: S. 75). Diese Verdichtung als Perspektive für Nachhaltigkeit mag intellektuell durchaus einleuchten, ihre Realisierung bedarf aber einer gelungenen Kooperation und das trotz vielfältiger Zielkonflikte, die sich mit einer solchen Verdichtung auftun. Schon in der Wahrnehmung der Unterschiedlichkeit kann ein hohes Konfliktpotential liegen, weil Werte dann als zu verteidigende Güter auftreten. Deshalb müssen erstens die identitätspolitischen Implikationen ernst genommen und zweitens neue Mechanismen der Koordination institutionell verankert werden. Um das *Doing Sustainability* in Reallaboren produktiv zu koordinieren, bedarf es einer Verfassung entsprechender Prozesse.

Wenden wir uns der identitätspolitischen Qualität von Praktiken des *Doing Sustainability* zu. Identität stellt ein Konzept dar, das nicht nur in einem breiten Spektrum von Disziplinen genutzt wird, sondern zugleich in einem hohen Maße umstritten ist. Dabei spielen theoretisch-konzeptionelle wie politische Gründe gleichermaßen eine Rolle (vgl. Brubaker und Cooper 2000; Schwartz et al. 2011). Dennoch hat der Begriff der Identität in jüngster Zeit in wissenschaftlichen Konzepten wieder eine Bedeutung erhalten, nicht nur, weil er im sozialen Phänomen-

bereich eine neue Relevanz aufweist, sondern weil er es erlaubt, die verknüpften und wechselseitig stabilisierten Relationen von Akteuren, Institutionen, kulturellen Klassifikationen und politischen Ökonomien aufzuschlüsseln (vgl. Bernstein 2005). Das Konzept der Identität erhält seine Bedeutung und Brisanz dadurch, dass es grundlegend an der Schnittstelle von individueller Handlungsfähigkeit und Politik positioniert ist (Hall 2000: S. 16). Identität kommt zumeist dann ins Spiel, wenn politisch die Anerkennung spezifischer normativer Präferenzen errungen werden soll, die eben zugleich nicht allein symbolische Unterschiede zwischen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft markieren, sondern zugleich vielfach mit wahrnehmbaren Differenzen der sozio-ökonomischen Stellung verknüpft sind. Der Bezugspunkt »Identität« ist konstitutiv in dem Sinne, dass er es erlaubt, eine mehr oder weniger als homogen zu betrachtende Gruppe von Merkmalsträgern zu definieren, die sich von anderen Gruppen anhand dieser Merkmale relevant unterscheiden, und zugleich die Notwendigkeit politischer Abhilfe für Unterschiede in der Wahrnehmung und Behandlung zu betonen.

Dabei ist gleichermaßen die interne wie die externe Seite der Medaille von Bedeutung. Es ist im Grunde ein zweiseitiger Prozess, der zum einen festlegt, was als »Wir« angesehen wird, und dies zum anderen gegen ein »Ihr« in Stellung bringt (zum Überblick: Wetherell 2010). Mit dieser doppelten Klassifikation kann Andersheit bestimmt und politisch wirksam gemacht werden. Jedoch bestimmt diese Definition von Andersheit nicht allein das »Wir«, sondern auch das »Ihr« tritt auf den Plan, Selbst- und Fremdpositionierung gehen also Hand in Hand. Drei Formen werden besonders hervorgehoben. Die erste Form betrifft Varianten der körpergebundenen Identität und Andersheit, wie etwa die Identität als Frau oder Mann bzw. anhand sexueller Orientierungen (z.B. mit Blick auf Patienten-Bewegungen: Brown et al. 2004). Die zweite Form bezieht sich auf kulturelle Identität und Andersheit. In vielen Fällen bezieht sich dies auf Formen des religiösen Lebens, zumal hierbei wesentliche kulturelle Merkmale bestimmt werden, sind aber nicht auf diese begrenzt (Brubaker and Cooper 2000). Drittens gibt es ortsbezogene Formen von Identität und Andersheit, die sich darauf beziehen, dass Menschen den Platz teilen, an dem sie leben, und darin einen wesentlichen Bezugspunkt erleben (z.B. Clarke et al. 2018). Diese Formen sind vielfach aufeinander bezogen und können sich auch überlappen. Wichtig für die weiteren Überlegungen scheint mir zu sein, dass identitätspolitische Probleme insbesondere dann auftreten, wenn alle drei Formen verknüpft auftreten, weshalb in solchen Fällen von »starker Identitätspolitik« gesprochen werden kann (vgl. zur Differenz von »weakly tied« und »strongly tied identity politics«: Böschen et al. 2020: S. 5).

Betrachtet man die identitätspolitischen Fragen, dann tut sich die naheliegende Vermutung auf, dass doch diese über angemessene Formen der Partizipation artikuliert und auch die damit verbundenen Konflikte thematisiert, wenn nicht gar gelöst werden können. Allerdings sind die Befunde aus der Partizipationsfor-

schung nicht wirklich ermutigend. Zwar lässt sich mit Fug und Recht behaupten, dass in der Gegenwart eine nie gekannte Vielfalt von Partizipationsmöglichkeiten existiert. Jedoch fällt zugleich auf, dass diese vielfach gerade die identitätspolitischen Qualitäten negieren. Bürger*innen werden als Nutzer angesprochen (vgl. Hyysalo et al. 2016) oder als Wissensgeber in einem laboratorisierten Handlungssetting eingepfercht (Bogner 2010: S. 102). Partizipation lässt sich relativ mühelos durch die jeweiligen Innovateur*innen instrumentalisieren. Oftmals wird mit Chancen auf Teilhabe geworben, jedoch sieht dann die konkrete Praxis anders aus. So kann, durchaus ungewollt, Partizipation sich in eine Maschinerie der Nützlichkeits- und Legitimationsproduktion verwandeln. Viele Bürger*innen und zivilgesellschaftlicher Akteur*innen sind deshalb partizipationsmüde geworden. Das stellt eine Problemanzeige dar. Meine Vermutung ist, dass in den meisten Partizipationsverfahren die besonderen auf Interessen und Werten abzielenden Fragen der Beteiligten nicht ausreichend Spielraum zu Entfaltung bekommen. Die werthaltigen Fragen eines »guten Lebens« erhalten keinen Raum. Das wird insbesondere dann wichtig, wenn sich lokale Transformationsprozesse in Reallaboren vollziehen sollen.

Folglich ist es erforderlich, die Beteiligung bei solchen sozio-techno-ökologischen Innovationen konsequent auf demokratische Füße zu stellen, auch wenn dann die identitätspolitischen Konflikte mehr Bedeutung gewinnen. Jedoch bleibt andernfalls Partizipation allzu leicht in expertokratisch-technokratischen Angeln hängen. Um Innovation zu demokratisieren, braucht es eine für die jeweilige Situation gültige Verfassung für die durchzuführenden Prozesse. Eine solche Verfasstheit bietet Schutz vor möglicher einseitiger Instrumentalisierung, eröffnet aber auch gezielt einen transparenten und offenen Raum von Nachhaltigkeitsexperimenten. Der gewünschte Schutz sowie die Stärke des Schutzes hängen von der Form wie Qualität solcher Verfassungen ab. Um solche Verfassungen ausarbeiten zu können, bedarf es ganz eigener Orte: Innovationsparlamente. Hier können die Regeln gemeinsamen Problemlösens festgelegt werden. Mehr noch: wer hat welche Rechte im Zusammenhang mit dem Problemlösen. Im Zuge der Bearbeitung dieser Fragen können auch neue Formen für den Umgang mit den Differenzen des *Doing Sustainability* gefunden werden.

4. Reallabore und Innovationsparlamente

Reallabore sind Orte, in denen verschiedene Formen des »Doing Sustainability« aufeinandertreffen. Das eröffnet Möglichkeiten des gemeinsamen Lernens und birgt zugleich die Gefahr, dass die Differenzen nicht produktiv gemacht werden können. Das hier entfaltete Argument besagt, dass das Produktivmachen der Differenzen eher gelingt, wenn die identitätspolitischen Aspekte berücksichtigt wer-

den, mehr noch zum Anlass von Institutionalisierungen werden. Zugleich sollte man nicht übersehen, dass sich mit der Organisation von Beteiligung vielfach ein gar nicht so leicht zu lösendes Paradox verbindet, nämlich das zwischen durchgeführter top-down-Planung und gewünschter bottom-up-Dynamik. Diese Verknüpfung zeigt sich auch mit Blick auf konkrete Maßnahmen. Denn es bedarf einer übergreifenden Perspektive, um eine Gesamtsituation als nachhaltig oder nicht-nachhaltig beschreiben zu können und ggf. auch Maßnahmen zu etablieren, die hier Abhilfe schaffen. Zugleich braucht es Entfaltungsmöglichkeiten, um die immer schon vorfindliche sozio-ökologische Kreativität sich bottom-up entfalten zu lassen. Schließlich kommt der institutionellen Stabilisierung solcher Räume eine hohe Bedeutung zu, um diese Aktivitäten als sozio-techno-ökologische Innovationen zu bewerten und Diffusionsprozesse für diese jeweils sinnvoll zu gestalten. Vor diesem Hintergrund ist festzuhalten, dass Innovationsparlamente nur einen, wenn auch wichtigen Baustein bei der weiteren Entfaltung und dem vermehrten Einsatz von Reallaboren darstellen.

Literatur

- Beecroft, R./Parodi, O. (2016): »Reallabore als Orte der Nachhaltigkeitsforschung und Transformation«. In: TATuP – Zeitschrift für Technikfolgenabschätzung in Theorie und Praxis 25, 3, S. 4-51.
- Bernstein, M. (2005): »Identity Politics«. In: Annual Review of Sociology 31, S. 47-74.
- Block, K./Brand, K.-W./Henkel, A./Barth, Th./Bösch, S./Dickel, S./Görgen, B./Köhrsen, J./Pfister, Th./Wendt, B. (2019): »Soziologie der Nachhaltigkeit. Zwischen Transformation und Reflexion«. In: Soziologie und Nachhaltigkeit (SuN), Sonderband I, S. 1-17. DOI: <https://doi.org/10.17879/sun-2017-2471>
- Bogner, A. (2010): »Partizipation als Laborexperiment. Paradoxien der Laiendelibération in Technikfragen«. In: Zeitschrift für Soziologie 39, S. 87-105.
- Bösch, S. (2010): »Reflexive Wissenspolitik. Die Bewältigung von (Nicht-)Wissenskonflikten als institutionenpolitische Herausforderung«. In: P. Feindt/Th. Saretzki (Hg.): Umwelt- und Technikkonflikte. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 104-122.
- Bösch, S./Groß, M./Krohn, W. (Hg.) (2017): Experimentelle Gesellschaft. Das Experiment als wissenschaftsgesellschaftliches Dispositiv. (Reihe Gesellschaft – Technik – Umwelt, Neue Folge 19) Nomos/Sigma: Baden-Baden.
- Bösch, S./Legris, M./Pfersdorf, S./Stahl, B. (2020): »Identity Politics. Participatory Research and Its Challenges Related to Social and Epistemic Control«. In: Social Epistemology 34, 4, S. 382-394.

- Brown, P./Zavestoski, S./McCormick, S./Mayer, B./Morello-Frosch, R./Atman, R.G. (2004): »Emobdied Health Movements. New Approaches to Social Movements in Heath«. In: *Sociology of Health & Illness* 26, 1, S. 50-80.
- Brubaker, R./Cooper, R. (2000): »Beyond »identity««. In: *Theory and Society* 29, S. 1-47.
- Clarke, D./Murphy, C./Lorenzoni, I. (2018): »Place Attachment, Disruption and Transformative Adaptation«. In: *Journal of Environmental Psychology* 55, S. 81-89.
- Defila, R./Di Giulio, A. (Hg.) (2018): *Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung*. Springer VS: Berlin.
- Engels, F./Wentland, A./Pfotenhauer, S. (2019): »Testing Future Societies? Developing a Framework for Test Beds and Living Labs as Instruments of Innovation Governance«. In: *Research Policy* 48, 9, 103826. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.respol.2019.103826>
- Evans, J./Karvonen, A. (2014): »Give Me a Laboratory and I will Lower Your Carbon Footprint! Urban Laboratories and the Governance of Low-Carbon Futures«. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 38, 2, S. 413-430.
- Grunwald, A. (2016): *Nachhaltigkeit verstehen. Arbeiten an der Bedeutung nachhaltiger Entwicklung*. Oekom: München
- Hall, S. (2000): »Who Needs Identity?« In: P. du Gay/J. Evans/P. Redman (Hg.): *Identity. A Reader*. Sage: London, S. 15-30.
- Hyysalo, S./Jensen, T. E./Oudshoorn, N. (Hg.) (2016): *The New Production of Users. Changing. Innovation Collectives and Involvement Strategies*. Routledge: London.
- Knorr Cetina, K. (1988): »Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der »Verdichtung« von Gesellschaft«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17, S. 85-101.
- Knorr Cetina, K. (2002): *Wissenskulturen*. Suhrkamp: Frankfurt a.M.
- Krohn, W./Weyer, J. (1989): »Gesellschaft als Labor. Die Erzeugung sozialer Risiken durch experimentelle Forschung«. In: *Soziale Welt* 40, 3, S. 349-373.
- Neckel, S./Besedovsky, N./Boddenberg, M./Hasenfratz, M./Pritz, S. M./Wiegand, T. (Hg.) (2018): *Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Umriss eines Forschungsprogramms*. transcript: Bielefeld.
- Quartier Zukunft (Hg.) (2020): *Dein Quartier und Du. Nachhaltigkeitsexperimente im Reallabor zu Nachbarschaften, Bienen, Naschbeten, Kreativität und Konsum*. KIT Scientific Publishing: Karlsruhe.
- Reinermann, J.-L./Behr, F. (Hg.) (2017): *Die Experimentalstadt. Kreativität und die kulturelle Dimension der Nachhaltigen Entwicklung*. Springer VS: Wiesbaden.
- Schäpke, N./Stelzer, F./Bergmann, M./Singer-Brodowski, M./Wanner, M./Caniglia, G./Lang, D.J. (2017): *Reallabore im Kontext transformativer Forschung. Ansatzpunkte zur Konzeption und Einbettung in den internationalen Forschungs-*

- stand, Nr. 1/2017. Institut für Ethik und Transdisziplinäre Nachhaltigkeitsforschung: Leuphana Universität Lüneburg.
- Schwartz, S.J./Luyckx, K./Vignoles, V.L. (Hg.) (2011): *Handbook of Identity Theory and Research*, Vol. 1: Structures and Processes. Springer: Berlin
- Voytenko, Y./McCormick, K./Evans, J./Schliwa, G. (2016): »Urban Living Labs For Sustainability and Low Carbon Cities in Europe. Towards a Research Agenda«. In: *Journal of Cleaner Production* 123, S. 45-54.
- Wanner, M./Hilger, A./Westerkowski, J./Rose, M./Stelzer, F./Schäpke, N. (2018): »Towards a Cyclical Concept of Real-World Laboratories. A Transdisciplinary Research Practice for Sustainability Transitions«. In: *DisP – The Planning Review* 54, 2, S. 94-114.
- WBGU – Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2011): *Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation*. WBGU: Berlin.
- WBGU – Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2016): *Der Umzug der Menschheit. Die transformative Kraft der Städte*. WBGU: Berlin.
- Wendt, B./Bösch, S./Barth, Th./Henkel, A./Block, K./Dickel, S./Görge, B./Köhrsen, J./Pfister, Th./Rödger S./Schloßberger, M. (2018): »Zweite Welle? Soziologie der Nachhaltigkeit – von der Aufbruchsstimmung zur Krisenreflexion. In: *Soziologie und Nachhaltigkeit (SuN)*, Sonderband I, S. 1-23. DOI: <https://doi.org/10.17879/sun-2017-2339>
- Wetherell, M. (2010): »The Field of Identity Studies«. In: M. Wether/C. T. Moha (Hg.): *The Sage Handbook of Identities*. Sage: London, S. 4-26.

